

Vielen Dank, dass die Redaktion des MEDIKUSS mich eingeladen hat, nach meinem Übergang in den Ruhestand zum 1. Januar 2021 einen Beitrag für diese Ausgabe zu schreiben.

Besonders im letzten Jahr als katholischer Klinikpfarrer, in dem vieles anders war, bin ich im Rückblick dankbar. Unter den erschwerten Bedingungen und dem erhöhten Risiko war es möglich, zusammen mit dem evangelischen und katholischen Seelsorgeteam für die Patientinnen und Patienten und für ihre Angehörigen da zu sein und auch zu hören und wahrzunehmen, wie es den vielen Beschäftigten in den ärztlichen und pflegerischen Diensten, in den Laboren und in der Verwaltung, in den Werkstätten und vielen anderen Einrichtungen des Städtischen Klinikums geht. Nicht zuletzt dem Patientenbegleitservice, - unter den „Kellerkindern“ die unmittelbaren Nachbarn der Klinikseelsorge im 2. UG im Haus D. Umgekehrt hatte die „Leitungsebene ganz oben“, die Geschäftsleitung und Pflegedirektion, ein offenes Ohr für das Anliegen von uns Seelsorgerinnen und Seelsorgern, in einer herausfordernden Zeit vor Ort und bei den Menschen zu sein: Auf die Stationen zu gehen und mit angemessenen schützenden Maßnahmen uns in den Häusern des Klinikums zu bewegen. Ich lernte gerade in diesem letzten Jahr die Demut, das Leben in seiner Zerbrechlichkeit Tag für Tag zu schätzen und zu schützen.

Nachdem ich zu Beginn des Jahres mein Büro leergeräumt habe, hilft mir der dankbare Rückblick, auch gedanklich manches zu ordnen und „aufzuräumen“. „Zurückzutreten“ und zu merken, dass manchmal ein gewisser Abstand auch heilsam ist, - so sehr der schützende Abstand derzeit zugleich die Möglichkeit einschränkt, den Menschen nahe zu sein, wenn es gut und notwendig wäre. Mir wurde bewusst, wie wichtig es ist, abzuwägen zwischen Abstand und Nähe, da zu sein und zur rechten Zeit wieder zu gehen. Zu hören und zu tun, was möglich ist, und zu akzeptieren, wenn menschlicher Trost und Beistand an ein Ende kommen. Es schließt meinen Respekt vor dem ein, was so viele Berufe in einer Klinik mit ihrer Kompetenz und ihrer Menschlichkeit Tag für Tag leisten und miteinander schaffen.

Oft waren es die Kranken und ihre Angehörigen, von denen ich gelernt habe, den Wert des Lebens und seine Würde zu schätzen, - und immer wieder die Sterbenden. „*Wohin immer deine Füße dich trugen ...*“, - in diesen wenigen Worten, die ich so vielen Kranken und Sterbenden mit einem Segensgebet im Lauf der Jahre zugesprochen habe, wurden die Wege und Geschichten eines Menschen lebendig und noch einmal wert, gewürdigt zu werden.

„*Gott steht am Ende meines Weges zu meiner Menschlichkeit.*“ Dieses Wort des französischen Mathematikers und Philosophen *Marcel Legaut* hatte ich mir vor vielen Jahren auf einem kleinen Zettel notiert, den ich jetzt wieder beim Aufräumen fand. Vielleicht kommt es in der Seelsorge ja darauf an, und eben nicht nur da: Als Mitmensch da sein und ein Stück Weg mitgehen, wenn Menschen hoffen und bangen, suchen und fragen. Die Klage aushalten und manchmal das Verstummen, wenn kein Wort mehr trägt. Die vielfältigen religiösen und spirituellen Vorstellungen und Wege von Menschen anerkennen,

es zulassen und anhören, dass Menschen enttäuscht sind von Kirche und Religion, - und den rechten Moment erkennen, wenn Patientinnen und Patienten und ihre Angehörigen nach einem vertrauten Ritual, einem Gebet und einem Sakrament der eigenen Konfession verlangen. Deshalb verstehe ich es mit meinen evangelischen und katholischen Kolleginnen und Kollegen als einen wichtigen Auftrag, dass Tag und Nacht jemand von uns rufbereit und erreichbar ist. Auch Räume für den Gottesdienst, wie die Kapellen, und Orte des Innehaltens, der Stille und des Gedenkens bereit zu halten.

Neben dem dankbaren Übergang in den Ruhestand und der Wertschätzung der vielen Menschen, denen ich begegnen durfte, erfahre ich natürlich auch *Wehmut*, Abschied zu nehmen. Als ich davon einem Freund geschrieben habe, wies er mich auf den *Mut* hin, der darin steckt, um sich auf einen neuen Lebensabschnitt einzulassen. *Dag Hammarskjöld*, Generalsekretär der Vereinten Nationen von 1953 bis 1961 und posthum mit dem Friedensnobelpreis gewürdigt, hat es in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die ein Freund unter dem Titel „*Zeichen am Weg*“ veröffentlicht hat, zum Jahresbeginn 1957 so beschrieben:

*„Jeden Morgen die Schale unseres Lebens hinhalten, um aufzunehmen, zu tragen und zurückzugeben. Leer hinreichen – denn was vorher war, soll sich nur spiegeln in ihrer Klarheit, ihrer Form und ihrer Weite.“*

An dieser Schale dürfen vielleicht ja auch die Bruchstellen erkennbar sein und ihre Zerbrechlichkeit:

*„Das einzige Wunder, das wir tun können, ist weiterleben, ..., die Zerbrechlichkeit des Lebens Tag für Tag in Schutz zu nehmen“, - wie die Frau des Arztes, eine der namenlosen Hauptfiguren in dem Roman von Jose Saramago, „Die Stadt der Blinden“, gegen Ende einer Epidemie meint.*

Martin Bantle